



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Vorachtundvierziger

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Vordachtundvierziger



er österreichische Diplomat Graf Alexander Hübner ist zu verschiedenen Zeiten viel genannt worden. Zehn Jahre lang war er Botschafter in Paris, nahm in dieser Stellung an dem Kongreß nach dem orientalischen Kriege teil, scheint aber von dem, was nach diesem Kongreß um ihn vorging, so wenig wahrgenommen zu haben, daß der berühmte „Neujahrsgruß“ von 1859 ihn und seine Regierung unvorbereitet traf. Nach dem unglücklichen Kriege als „Polizeiminister“ in das neue Kabinet des Grafen Goluchowski berufen, kam er durch seinen Rücktritt nach zwei Monaten schon in den Ruf eines freisinnigen und weitblickenden Staatsmannes — beides wohl gleich unverdient. Er hatte es übernommen, mit den Häuptern der ungarischen Adelpartei über die Bedingungen der Ausöhnung zu unterhandeln und ihnen, wie es hieß, die Wiederherstellung der alten ungarischen Verfassung in Aussicht gestellt. Seine Ministerkollegen aber hielten an dem Gesamtstaate Oesterreich fest, während das von ihm angeratene Zugeständnis damals nichts mehr genützt haben würde. In den ersten Jahren nach Niederwerfung der Revolution hätte ein solcher Schritt vielleicht Erfolg haben können, inzwischen aber war die Rechtskontinuität, d. h. die Anerkennung der Verfassung von 1848, das allgemeine Lösungswort geworden, die sogenannte altkonservative Partei war, wie die nächste Zeit darthat, um allen Einfluß im Lande gekommen. Nach langer Vergessenheit trat Hübner plötzlich als Schriftsteller auf und überraschte die Welt durch eine bei hohen Jahren ungewöhnliche Keifselust und durch lebendige Darstellungen aus Amerika, China u. s. w. Schon 1848 hatte er in sein Tagebuch geschrieben, wenn er von fernen Ländern erzählen höre, schwellte ihm die Brust; so spät war er dazu gelangt, sich seinem eigentlichen Berufe

hinzugeben! Denn sein, wenn wir nicht irren, letzter Abstecher auf das Gebiet der hohen Politik, eine Rede im Reichsrate gegen das deutsch-österreichische Bündnis, verriet nur, daß die Geschichte der letzten vierzig Jahre für ihn keine Lehre enthalten hatte.

Jetzt ist von ihm ein Buch über seine Thätigkeit und seine Erlebnisse vom Februar 1848 bis zum April 1849 erschienen: Ein Jahr meines Lebens (Leipzig, F. A. Brockhaus). Als die Dinge in der Lombardei eine bedrohliche Wendung nahmen, wurde Hübnér, damals Generalkonsul in Leipzig, von Metternich, als dessen Schüler und Liebling er galt, nach Wien berufen und dann nach Mailand gesandt, um in der aus dem Vizekönig Erzherzog Rainer, dem Feldmarschall Radetzky und dem Statthalter bestehenden „Konferenz“ die Diplomatie zu vertreten, die italienischen Höfe, natürlich mit Ausschluß Piemonts, zu gemeinsamem Handeln gegen die Partei des Umsturzes zu bewegen u. s. w. An dieser Aufgabe sein Talent zu bewähren, ward ihm durch die rasche Folge großer Ereignisse verwehrt. Noch in Wien erfuhr er die Entthronung Ludwig Philipps, und in Mailand kam er eben recht, um die Abreise der Zivilbehörden mit anzusehen, da niemand mehr daran zweifelte, daß Österreich mit Piemont um den Besitz der Lombardei zu kämpfen haben würde. Als der Aufstand ausgebrochen war, Radetzky sich zuerst auf das Kastell zurückzog und dann die Stadt verließ, wurde Hübnér als Geisel zurückgehalten. Diese Gefangenschaft, die nicht zu drückend war, wurde nur durch eine auf Wunsch der provisorischen Regierung unternommene Reise unterbrochen, um Radetzky zur Auswechslung der beiderseitigen Geiseln zu bestimmen; doch kam Hübnér unter mancherlei Fährlichkeiten nur bis Brescia. Im Juli konnte er über die Schweiz nach Österreich zurückkehren.

Der zweite Teil des Bandes beschäftigt sich mit den Zuständen in Wien, der Oktoberrevolution, der Verlegung des Reichstages nach Kremsier, dem Thronwechsel und der Otkroyirung einer Verfassung. Im März 1849 ging der Verfasser als außerordentlicher Gesandter nach Paris. Schon vor der Katastrophe in Wien hatte er, wie er mehrfach erzählt, für die Berufung des Fürsten Felix Schwarzenberg an die Spitze der Regierung gewirkt; von diesem wurde er dann in Umlütz zur Abfassung von Staatschriften verwendet, die wichtigsten Noten, Proklamationen u. s. w. aus dieser Zeit entstammen seiner Feder, er nahm thätigen Anteil an den Sitzungen des Ministeriums, und es gelang ihm, den Widerstand des Fürsten Windischgrätz gegen die — bekanntlich nie in Kraft getretene — Verfassung zu überwinden.

Allen diesen Mitteilungen liegt das Tagebuch Hübnérs zu Grunde. Er hat aber weder dies so gegeben, wie er es einst niedergeschrieben hat, noch auch es für eine zusammenhängende geschichtliche Darstellung benutzt, sondern es überarbeitet, mit Zusätzen versehen, ohne ihm seine ursprüngliche Form zu nehmen. An mehreren Stellen gesteht er selbst, spätere Veröffentlichungen,

wie die Bücher vom General Schönhals und von Helfert, benutzt zu haben, viel öfter spürt man bei Anachronismen die eingeschobenen Sätze oder Abschnitte. Beispielsweise gebraucht er den für den Mailänder Aufstand gebräuchlichen Ausdruck *le cinque giornate* schon in dessen ersten Tagen, als hätte er vorausgewußt, daß der Rummel fünf Tage und nicht länger dauern würde. Darf wegen dieses eigentümlichen Verfahrens auch nicht die Richtigkeit der mitgeteilten Thatsachen angezweifelt werden, so kann sich der Verfasser doch nicht wundern, wenn die eingestreuten politischen Betrachtungen mit einigem Mißtrauen angesehen werden. Man steht sozusagen vor einer Antiquität, die eingestandenermaßen „restaurirt“ ist, und weiß nicht mehr, wie viel man für echt halten soll.

Als Schriftsteller zeigt sich Hübner von der liebenswürdigsten Seite, wenn er Scenerien schildert oder rein menschliche Erlebnisse erzählt. Die Tage des Stilllebens in Mailand, wo er in halber Verborgenheit von den neuen Machthabern ignoriert wird, gestalten sich unter seiner Feder zu einer Reihe hübscher Bilder, und ein hervorragendes Talent verrät er in der Beschreibung von landschaftlichen und Beleuchtungsreizen. Leider tritt zu oft ein Zug hervor, der glauben macht, daß gewisse stehende Figuren in den Romanen des Fräulein Ossip Schubin doch keine Karikaturen seien. Es gewährt dem Verfasser unverkennbar besondere Befriedigung, seinen vertrauten Verkehr mit Personen der hohen Aristokratie ins Licht zu stellen, und dabei eignet er sich die wenig geschmackvolle Manier an, sie mit verunstalteten Vornamen zu bezeichnen, Lori, Dini, Mucki, Pepi u. s. w., was die weitere Unart mit sich bringt, Artikel vor die Eigennamen zu setzen, weil man ja sonst nicht wissen würde, ob Toni einen Anton oder eine Antonia bedeuten soll. Auch hat er wenig Grund, sich gelegentlich über das Deutsch anderer aufzuhalten. Er mengt gern Redensarten aus fremden Sprachen ein, und während er gewiß untröstlich sein würde, wenn dabei ein Sprachfehler mit unterliefe, nimmt er sichs nicht übel, begegnen beharrlich mit haben und dem Akkusativ zu konstruieren und ebenso regelmäßig am für auf dem, in den zu setzen. Wie komisch es wirkt, wenn „ein Zug am Bahnhof einläuft,“ ein General sich „am Schlachtfelde“ befindet und gar ein Greis „am Throne“ sitzt, scheint ihm ganz zu entgehen. Bei der Beschießung Wiens im Oktober ist „der Dachbrand der kaiserlichen Bibliothek einer der klassischen Prachtbauten Fischers von Erlach und zugleich eine der reichsten Büchersammlungen der Welt.“ Würde ein gebildeter Franzose oder Engländer sich wohl dergleichen zu schulden kommen lassen? Doch viel unangenehmer bemerkbar macht sich das Affektiren blaublütiger Exklusivität und Suffisance (diese bezeichnenden Fremdwörter werden wohl gestattet sein?). Mit Behagen berichtet er, daß sich Felix Lichnowsky jedesmal bei Blums Erscheinen auf der Rednerbühne in Frankfurt den kindischen Spaß gemacht habe, „mit einem sardonischen verächtlichen Lächeln, und indem er

durch einen gedehnten Nasenlaut das schallende Gelächter des Saales hervorrief, Naamen! zu rufen. Und — fährt der Erzähler fort — der bekannteste Mann daselbst (!) erlitt die Demütigung, seinen Namen geben (!) zu müssen. Daher sein Haß, daher der Ingrimme seiner Anhänger.“ Und dem damaligen Justizminister Bach, der vorher Advokat gewesen war, wird das Zeugnis ausgestellt: „Übrigens benimmt, wäscht und kleidet er sich wie ein Gentleman.“ Dieser Funken wird besonders auf die Leser Eindruck machen, die sich erinnern, daß der, der so spricht, nicht immer Graf Hübnier, auch nicht Baron Hübnier, auch nicht Hübnier geheißen, sondern in seiner Wiege einen noch viel bürgerlicher klingenden Namen gefunden haben soll.

Lassen wir uns auf seine politischen Auseinandersetzungen ein, so wird uns nur zu häufig zu Mute, als wohnen wir der Ausgrabung von Pfahlbauresten bei. Sollte man es für möglich halten, daß ein politischer Mann in Österreich noch nicht die Schwere des bis auf den heutigen Tag fortwirkenden Fehlers erkennt, den Reichstag gerade in dem Augenblick nach Hause zu schicken, wo er im Begriffe stand, seine Aufgabe zu lösen, eine Verfassung auf Grundlage der Verständigung aller Nationalitäten herzustellen? Auch wenn er die von Springer herausgegebenen Sitzungsprotokolle nicht kennt, wird ihm die Thatsache doch nicht unbekannt sein, daß die Besorgnis vor der Wiederherstellung der alten Zustände alle Parteien bewogen hatte, auf die Befriedigung von Sonderinteressen zu verzichten, in einem Grade, wie das seitdem nie wieder erreicht worden ist, und augenblicklich ferner gerückt zu sein scheint als jemals. „Recht“ ist ihm ein sehr geläufiges Wort, aber Rechtskontinuität steht nicht in seinem Wörterbuche. Die oktroyirte Verfassung mißfällt ihm, und ihre Zurücknahme, nachdem sie nur auf dem Papier gestanden hatte, findet er in der Ordnung; auch ist er ein Gegner der Theorie, daß Ungarn durch Absetzung des Hauses Habsburg das Recht verwirkt habe, anders, denn als eroberte Provinz behandelt zu werden. Aber daß die Krone den deutsch-slawischen Ländern gegenüber eine bindende Verpflichtung eingegangen war, und die ungarische Verfassung anerkannt hatte, kümmert ihn nicht. Diese „revolutionäre Verfassung“ ist für ihn keiner Beachtung wert. Sein Ideal ist der Föderalismus, und schon im November 1848 gebraucht er das zehn Jahre später landläufig gewordene Schlagwort „Individualität der Provinzen“ — vorausgesetzt, daß wir es da nicht wieder mit einer Interpolation zu thun haben. Dennoch wird er auch mit den alten Provinzialständen Österreichs schnell fertig: „Obgleich niemals amtlich aufgehoben, sind sie thatsächlich aus dem Leben geschieden.“ Und da die Bureaucratie, unter Kaiser Ferdinand „in vollkommene Ohnmacht versallen,“ durch die Ereignisse von 1848 vollends totgemacht wurde, gelangt er zu dem Schlusse: „Es giebt also bei uns weder Provinzialstände noch Bureaucratie.“ Es bleiben nur die Dynastie und die geschichtlichen Individualitäten der Provinzen. „Unsre Kaiser

haben ihre Allmacht niemals mißbraucht.“ Dabei hat der Verfasser wohl vor allen Joseph II. vergessen, nach dessen Tode Joh. Georg Müller an seinen Bruder Johannes schrieb: „Joseph II. scheint mir ein Lehrer der Fürsten mehr wegen seiner Schicksale als wegen seiner Thaten zu sein. Wohin Nachahmungssucht, übelverstandene Aufklärung, Übermut und Ehrgeiz führen, das hat sich an seinem traurigen Beispiele so fürchterlich und abschreckend gezeigt, daß man an den Folgen wird sehen können, wie weit die Hohen der Erde noch Sinn für diese Sprache Gottes durch Thaten haben. Ist je in der menschlichen Geschichte ein Fürst gewesen, über den sich bis auf den letzten seiner Tage alle Wetter des Schicksals so gehäuft, wie über Joseph II.? Der größern Übermut, höhere Ausichten in den ersten Jahren seiner Regierung gezeigt, und in den letzten mehr schimpfliche Demütigungen erfahren als er? Es wäre äußerst wichtig, seine geheime Geschichte, zumal die erste Bildung seiner Jugend zu wissen, und zu erfahren, wie er dazu gekommen, gute Absichten für hinreichend zu einer glücklichen Regierung zu halten.“ Allein wir täuschen uns wohl, Graf Hübner hat sich wahrscheinlich dieses Monarchen nicht erinnern wollen. Nicht der aufgeklärte, sondern der gemüthliche Despotismus des Kaisers Franz ist das, was er bewundert. Er ist unerschöpflich in Lobpreisungen seines Regierungssystems, gestattet sich allerdings zu bemerken, daß das „Wiedererwachen der praktischen Thätigkeit der Nation vielleicht (!) durch den Staat ein wenig zu viel überwacht“ worden sein möge, findet aber für die Absperrung von dem geistigen Leben der übrigen Welt die triftige Entschuldigung, dadurch seien „die Massen gegen die Einschleppung des revolutionären Giftes geschützt worden. Es ist dies eins der vielen großen Verdienste des Kaisers.“ Aber trat denn nicht gerade 1848 die Wirkung jenes Giftes sehr deutlich zu Tage? Allerdings. Aber das hatte verschiedene Gründe. Erstens wirkte in den gebildeten Klassen das System der Bevormundung „weniger günstig“; zweitens verdarb die Regierung des Kaisers Ferdinand, was die seines Vaters gut gemacht hatte; und drittens waren die Menschen, die in Wien zu revolutionären Handlungen aufreizten, durchweg „Ausländer.“ Das wird uns immer wieder versichert. Im Reichstage und in der Aula die durch Bildung verdorbene Mittelklasse, auf den Straßen „Schweizer, Polen, Preußen, Sachsen, Franzosen u. s. f.“ die sich sogleich durch ihre Sprache verraten! Und wer weiß, ob es im Oktober in Wien so weit gekommen wäre ohne die „Volksaufwiegler,“ den „Anarchistenführer Blum“ und den „Litteraten Fröbel.“ Der Verfasser glaubt steif und fest, daß alle Aufstände und Straßenkrawalle des Jahres 1848 von einer geheimen Leitung angezettelt worden seien, und hält Blum offenbar für eins der mächtigsten Häupter, wenn nicht für das Haupt dieser großen Verschwörung. Ob Blum der Urheber der Ermordung Lichnowskys gewesen sei, will er nicht bestimmt behaupten: „So lange kein Beweis vorgebracht wird, scheint der Zweifel (!)

berechtigt. Aber mittelbar fällt auf ihn die Schuld.“ Seine Hinrichtung ist eine große That. Fürst Schwarzenberg verlangt sie von Windischgrätz, „damit seine Genossen sehen, daß wir uns vor ihnen nicht fürchten,“ und antwortet auf die durch v. d. Pfordten unterstützte Bitte der Witwe um Ausfolgung des Leichnams: „Wir haben nicht die Absicht, durch Auslieferung der Leiche Blums an die sächsische Regierung zu revolutionären Kundgebungen die Hand zu bieten.“ Den Kommissaren der Frankfurter Versammlung wird die offizielle Mitteilung der Prozeßakten Blums verweigert, und Justizminister Bach widerlegt die Klage über Verletzung des Gesetzes vom 30. September „in der vollständigsten und glänzendsten Weise“ u. a. damit, daß die Anerkennung der gesetzgebenden Macht jener Versammlung nicht vor endgiltiger Regelung der Beziehungen zwischen Oesterreich und Deutschland stattfinden könne. Es ist auffallend, daß der Verfasser sich hierbei nicht, wie sonst so gern, der Eigenschaft Bachs als Advokaten erinnert. Fröbel wurde, „weil sein Name in dem oben besprochenen Schreiben des Fürsten Felix an Fürst Windischgrätz nicht erscheint, von letzterem begnadigt und einfach als Landstreicher mittelst Schub über die Reichsgrenze geschafft.“ Wie bekannt, hatte eine politische Schrift Fröbel das Leben gerettet.

Hier und da bringt den Verfasser seine Bewunderung für Schwarzenberg und Windischgrätz ein wenig ins Gedränge. „Der große Staatsmann,“ dem es allerdings mit Hilfe des Kaisers von Rußland gelang, das verhasste Preußen zu demütigen, den aber nur der frühe Tod davor bewahrte, alle Früchte seines staatsmännischen Wirkens in nichts verwandelt zu sehen, ließ sich manchmal zu Hübners Schmerz von den Linken umgarnen, nämlich von Stadion und Bruck, während sein Schwager gegen solche Schwäche gefeit war. Rüstlich sind die Geständnisse über das Verhältnis zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Truppenkommandanten, der sich wie ein Diktator gebärdete. Er forderte, das Ministerium dürfe keinen wichtigen Beschluß fassen, ohne sich vorher seiner Zustimmung versichert zu haben; alle Vorarbeiten für die künftige Verfassung müßten ihm zur Genehmigung vorgelegt werden. Ja er hatte die Kühnheit, den jungen Kaiser zu bitten, sich keinen wichtigen Vortrag ohne Wissen des Feldmarschalls halten zu lassen und in solchen Angelegenheiten keine endgiltigen Entschlüsse zu fassen, ohne ihn gehört zu haben. Der Zwist konnte nicht ausbleiben. Im Februar 1849 meldet das Tagebuch, Windischgrätz habe eine Verfassung ausgearbeitet (die leider nicht mitgeteilt wird) und wolle das Kommando niederlegen, wenn sie nicht angenommen werde, wie auch Stadion und Bach ihr Verbleiben im Amte von der Annahme des ministeriellen Entwurfes abhängig machten. In Olmütz finde man, daß sich der Feldmarschall zu viel mit Politik befasse, im Hauptquartier des letztern, daß ihm nicht genug Einfluß auf die Geschäfte gestattet werde, da ihm doch „durch die Macht der Verhältnisse“ auch eine politische Thätigkeit zufalle. „Gegen

diese Schlussfolgerung läßt sich nichts einwenden," meint Hübner. „Die Macht der Verhältnisse" folgerte aber doch sehr bald, daß es besser gewesen wäre, wenn Windischgrätz sich mehr um sein Kommando als um die österreichische Verfassung gekümmert hätte. Sechs Wochen, nachdem er sich die Zustimmung zur sogenannten Märzverfassung hatte abringen lassen, wurde er des Kommandos enthoben, weil er sich fortwährend „rückwärts konzentrierte"! Aber davon weiß das „vernewerte" Tagebuch nichts. So weiß es z. B. von Bem in Siebenbürgen nur zu erzählen, daß er, zweimal von Clam-Gallas geschlagen, sich auf türkisches Gebiet geflüchtet habe. Bems Charakter ist nicht frei von Flecken, aber als tüchtiger Soldat hat er sich von Ostrolenka bis Aleppo bewährt, und wenn einmal biographische Daten gegeben werden sollten, so dürfte die jenen beiden Niederlagen vorausgegangene lange Reihe von Siegen nicht verschwiegen werden.

Doch was wundern wir uns darüber bei einem Manne, der im März 1848 die Zustände in der Lombardei, die Volksstimmung, den Volkscharakter und andererseits die Verlassenheit und Hilflosigkeit der Regierung treffend schildert („ein sehr großer Teil der italienischen Beamten und beinahe alle niederen Polizeiagenten hielten zu den Verschwornen"), und in einem von 1890 datirten Aufsätze die Glückseligkeit des damaligen zerrissenen Italiens seiner jetzigen Lage gegenüberstellt, die Hoffnung auf Wiederauflösung des Einheitsstaates und Wiedereinsetzung der fremden Fürstenhäuser nicht unterdrücken kann? der für Nationalgefühl gar kein Verständnis zeigt? dessen „unerschütterliche Überzeugung" es ist, der Papst bedürfe für die freie Erfüllung seines geistlichen Berufes der politischen Unabhängigkeit, d. h. der weltlichen Macht, als ob ihn jetzt irgend etwas in der Ausübung seines Berufes hinderte? der mit großer Befriedigung verzeichnet, daß in einem Orte auf Neuseeland die Zahl der Katholiken von 1865 bis 1883 von sechzehn auf fünftausend gestiegen ist, weil — die eingewanderten Irländer durchschnittlich zehn bis zwölf, die protestantischen Engländer nur fünf bis sechs Kinder bekommen? der seinen Abscheu gegen die Revolution so oft als möglich ausdrückt, und dabei jede revolutionäre Maßregel einer Regierung preist?

Fürst Metternich sagte 1849 zu dem Verfasser: „Felix Schwarzenberg ist ein ausgezeichnete Mann. Ich habe ihn immer als meinen Nachfolger bezeichnet. Er besitzt einen klaren Geist, einen energischen Charakter, und er kennt die Revolution, aber er braucht einen Gehilfen." Und der kurzichtige Schwarzenberg schickte Herrn von Hübner nach Paris, anstatt Arm in Arm mit ihm das Jahrhundert in die Schranken zu fordern!

